

Seminar Interdisziplinäre Aspekte des digitalen Wandels

Institut für Informatik der Universität Leipzig

Wintersemester 2014/15

Übersicht

- Der Friedenspreis als Kriegserklärung". Diskussion zur Vergabe des Friedenspreises des Buchhandels an Jaron Lanier.
- Linked Data in der Leipziger Universitätsbibliothek. Franz Teichmann.
- Open Design. Philipp Herzog.
- Linus Torvalds und die Anfänge von Linux. Lukas Fischer.
- Open Culture am Beispiel von Wikipedia – Informatrischer Mehrwert oder Qualitätsverlust? Tamara Winter und Sarah Cujé.
- Open University. Henrik Unrath.
- Open Access Aktivitäten in Sachsen. Johannes Götze und Christian Hoffmann.
- Digitale Musik selbst machen. Maximilian Tegtmeier.
- Wie sicher ist Open Source Software? Lukas Kairies.
- Digitaler Wandel in Estland. Robert Terbach.
- Open Source im Firmeneinsatz. Florian Reiner.
- 8. Interdisziplinäres Gespräch „Wege des digitalen Wandels“. Blockseminar zum Abschluss des Semesters.
- Auswertung und Lessons learned. Hans-Gert Gräbe

Links auf Folien und Seminararbeiten siehe
<http://bis.informatik.uni-leipzig.de/de/Lehre/Graebe/Wissen>

04.11.: Linked Data in der Leipziger Universitätsbibliothek.

Im Vortrag werden die Auswirkungen des digitalen Wandels auf Bibliotheken sowie aktuelle Fragestellungen in der Bibliotheksinformatik thematisiert. Am Beispiel der Universitätsbibliothek Leipzig stelle ich Datenformate und Elemente der Dateninfrastruktur vor und beschreibe die Modernisierungs- und Transformationsprozesse im Zusammenhang mit dem Umstieg auf Techniken Semantic Web und Linked Open Data. Neben der Frage nach dem Potential und den notwendigen Rahmenbedingungen für diese Technologie werde ich dabei auch konzeptionelle Aspekte beispielhaft erläutern.

Franz Teichmann, 29.10.2014

Anmerkungen

Im Vortrag stellte Herr Teichmann Arbeiten an der UB Leipzig vor, um Metainformationen zu bibliothekarischen Einheiten in modernen semantischen Formaten verfügbar zu machen. Derartige Bemühungen, Kataloginformationen von Bibliotheken in einem abgestimmten Format digital bereitzustellen, haben eine längere Geschichte, allerdings fanden dabei in den letzten zehn Jahren wenigstens zwei fundamentale Wechsel statt - von MAB2 (2004) zu MARC21 (2009) und nun

weiter zu RDF-basierten und perspektivisch mit anderen Datenbeständen nach Linked Data Prinzipien zu vernetzenden Formaten. Hierin drückt sich die Suche der Wissenschaft nach ausdrucks-mächtigen Sprachformen aus, mit denen alle Aspekte der Verlinkung von Datenbeständen angemessen formuliert werden können.

Im Vortrag wurde deutlich, dass es dabei nicht nur, ja nicht einmal vordergründig um Datenmigra-tion geht, sondern die abgestimmte Modellierung von passfähigen Datenmodellen und Datenwelten die Hauptarbeit bildet. Die große Bedeutung gemeinsamer *Begriffsarbeit* auf der Basis der Herausforderungen neuer technologischer Möglichkeiten für zukünftiges gemeinsames oder wenigstens abgestimmtes Handeln wird hier ebenso exemplarisch deutlich wie der Umfang einer solchen, an der Oberfläche zunächst nicht sichtbaren Arbeit.

Und so lautete die Antwort des Datenmodellierers, der voller Stolz und mit glänzenden Augen die neuen potenziellen Möglichkeiten als Errungenschaften preist, auf die Publikums-Frage "Und was haben wir davon?" schlicht "Noch nichts". Oder genauer: Später. Es müssen nun noch Werkzeuge und Anwendungen gebaut werden, mit denen die Vorteile der neuen Konzepte auch zur Geltung gebracht werden können, aber das ist Standardgeschäft und gut bekannt, wie es geht. Es müssen auch Nutzungskonzepte an die neuen Möglichkeiten angepasst werden, Nutzer müssen einige lieb gewordene Gewohnheiten und vielleicht auch Beschäftigungen aufgeben. Technologischer Wandel als ein Wandel auch institutionalisierter Zusammenhänge und Organisationsformen.

Damit jedoch zugleich auch Entwertung einiger bisher wichtiger Kompetenzen, Herausreißen von Menschen aus gewohntem Trott und scheinbar stabilen Verhältnissen. Nicht jede(r) mag das, Widerstand liegt in der Luft. Kurz - ein Blick "unter die Haube", was ein [Paradigmenwechsel nach Thomas S. Kuhn](#) praktisch mit sich bringt.

Links:

- Robert Porth (2009): Betrachtung des Formatumstiegs von MAB2 zu MARC 21 - Potentielle Mehrwerte bei der Internationalisierung eines bibliographischen Formats. Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Heft 247. ([pdf](#))
- Zusammenführung aller bibliografischen Normdatensätze aus dem deutschsprachigen Raum in der [GND – der Gemeinsamen Normdatei](#).
- [ILTIS](#) – das Integrierte Literatur-, Tonträger- und Musikalien-Informationssystem der Deutschen Nationalbibliothek
- [Informationsseite](#) im ILTIS zur GND

Hans-Gert Gräbe, 10.12.2014

11.11.: Open Design.

In den vergangenen Jahren haben sich zahlreiche Aktivitäten organisiert, die darauf beruhen, zu bestimmten Themen Wissen zu teilen und so Mehrwerte zu schaffen. Diese Open-Initiativen stellen eine Alternative zu rigoros strukturierten Organisationen dar und unterscheiden sich von der Industrie durch neue Produktentwicklungs- und Geschäftsmodelle. Zentrale Prinzipien entstammen der Open-Source Bewegung, wobei Softwarequelltexte offengelegt werden, sodass jeder ohne das Korsett hierarchischer Strukturen an der Entwicklung zur Verbesserung der Software teilnehmen kann.

In diesem Seminar beschäftigen wir uns speziell mit dem Phänomen des *Open Design*. Hierbei wurden die Open-Source-Konzepte für die Entwicklung und Herstellung von physischen Produkten angepasst. Die Verbreitung von frei zugänglichen Konstruktionsplänen über das Internet und die Vielfalt der Produktionsmethoden ermöglicht es jedem interessiertem Hobbybastler, am Designprozess eines Produktes teilzunehmen, es individuellen Bedürfnissen anzupassen und schließlich

selbst zu produzieren.

Es wird der Frage nachgegangen, welche Potentiale die Öffnung des Wertschöpfungsprozesses für den gemeinen Bürger birgt, aber auch welche Probleme auftreten können. Daraus resultieren Überlegungen, ob ökonomische Strukturen Methoden und Prozesse dieser Bewegung adaptieren oder ob Open Design nur eine Randerscheinung bleibt.

Philipp Herzog, 28.10.2014

Anmerkungen

Krieg – Jürgen Geuter: [Der Friedenspreis als Kriegserklärung](#) zur Verleihung des Friedenspreises des Buchhandels an Jaron Lanier, Spiegel Online 6.6.2014 – ist heute stets mit intensiver ideologischen Bearbeitung der "Zivilisten" (C. Spehr: *Die Aliens sind unter uns*) verbunden. Dieser Krieg – um die Bedingungen der Nutzung der Wissensressourcen der Menschheit – ist allerdings nicht erst mit jener Verleihung des Friedenspreises erklärt, sondern seit wenigstens Mitte der 1950er Jahre straff und als Weltkrieg (!) im Gange. Das wird in der Vorlesung und weiteren Seminaren noch genauer auszuleuchten sein.

Ein Vortrag zu Open Design steht heute immer in der Gefahr, in diesen ideologischen Nebel-schwaden den in den jeweiligen „Wirklichkeitskonstruktionen“ gewünschten Frontverlauf mit dem realen zu verwechseln. Der ideologisch markierte (also nicht unbedingt reale) Frontverlauf bewegt sich zwischen der Hoffnung, in Open Design ein Element einer über den Kapitalismus hinausweisenden Produktionsweise gefunden zu haben, und der Skepsis, dass auch damit „die Armen nur ärmer und die Reichen nur reicher“ würden. Spannend zunächst in der Diskussion, dass allein der skeptische Pol intensiver vorgetragen wurde, antikapitalistische Visionen aber kaum eine Rolle spielten.

Das mag damit zusammenhängen, dass Open Design und die damit verbundenen Visionen in den letzten fünf Jahren bereits deutlich praktisch reale Gestalt anzunehmen beginnen und in diesem *praktischen Handeln in einer kapitalistischen Gesellschaft* alle für eine solche Gesellschaft prägenden strukturellen Zwänge auf dieses Handeln wirken. Die *Analyse* des Phänomens „Open Design“ (und dies ist der akademische Anspruch eines Seminars) muss sich also auf die (kritische) Analyse der Bewegungsformen eines technologischen Umbruchs innerhalb dieser Rahmen richten. Dies ist schwierig, wenn man sich, wie der Referent, dem Thema erstmals nähert.

Mit der von Ronen Kadushin (siehe die Folien) übernommenen Eingrenzung von Open Design als

1. An Open Design is CAD information published online under a Creative Commons license to be downloaded, produced, copied and modified and
2. An Open Design product is produced directly from file by CNC machines without special tooling

grenzt der Referent den Begriff längs derartiger ideologischer Linien ein, die suggerieren, dass hier die Zwänge einer kapitalistisch organisierten Industriegesellschaft abgestreift werden könnten. Dieser Eindruck wird verstärkt durch das Bild des „Reprap“, eines 3D-Druckers, der in der Lage ist, „sich selbst zu reproduzieren“, also hier die Möglichkeit näher rückt, die eigenen „Wirklichkeitskonstruktionen“ unkonditioniert in die reale Welt zu übertragen (und sei es ein „Hack chair“). Eine solche Materialisierung von Ideen durch „Schöpfung aus dem Nichts“ (den Gedanken konsequent zu Ende gedacht) war bisher allein einem mythischen Wesen vergönnt ...

Ein solches Herangehen verbindet die beiden Aspekte (1) und (2) zu einem unauflösbaren Ganzen, das besser getrennt zu analysieren wäre: (1) – der Umgang mit den Bauplänen und (2) – die infrastrukturellen Voraussetzungen zur Materialisierung derartiger Pläne.

Diese Engführung des Begriffs wurde in der Diskussion stark relativiert und „maschinenlesbare Baupläne“ (also CAD) als zentrale technologische Entwicklung der modernen Industriegesellschaft identifiziert, die nun als Werkzeug (Maschinen, die maschinenlesbare Beschreibungen „lesen“ können) eine Einfachheit erreicht hat, dass sie – als Randphänomen – sogar im Home-Bereich zum Einsatz kommen kann. Es ist möglich, eigenes Design (open oder auch nicht) zügig in eine Form zu bringen, die entweder direkt maschinenlesbar „materialisiert“ (OpenCAD) oder aber mit diesem Ziel an darauf spezialisierte kleine Startups weitergegeben werden kann. Diese neuen Möglichkeiten treffen auf eine seit vielen Jahrzehnten existierende Szene von Hobby- und Freizeitaktivitäten, in denen diese Werkzeuge dankbar aufgegriffen werden. Die Vielzahl von Messen („Modell, Hobby, Spiel“, „Haus, Garten, Freizeit“ und wie sie sonst noch heißen) zeigt, dass hier eine zahlungskräftige Nachfrage existiert, jene Technologien also in dieser kapitalistischen Gesellschaft angekommen sind. Derartige Möglichkeiten mit ihren vielfältigen Facetten prägten die Diskussion. Es ging also um Punkt (2) und die Zurückweisung der Engführung dieses Punktes allein auf CNC-Maschinen („without special tools“ – eine *contradictio in adjecto*). Über Punkt (1) – was bedeutet „Open“ in diesem Kontext – wurde nicht diskutiert.

Schaut man genauer hin, so erkennt man, dass es sich bei diesen technologischen Entwicklungen um eine Fortsetzung der Entwicklungen der Computerindustrie handelt, die in den 1960er Jahren begann und heute bei „smarten Dingen“ angelangt ist, also der Option, an allen möglichen und unmöglichen Stellen kostengünstig herstellbare Kleinstcomputer (Cyber-Physical Systems) einzubauen. Eine technologische Entwicklung der 1960er Jahre hat die Phase des „Durchmarschs in den Alltag“ erreicht, wie von (Naetar 2005) als Entwicklungszyklus für jede Technologie postuliert. Mit dem Internet-Zeitalter, also dem von uns näher betrachteten "digitalen Wandel" hat das möglicherweise wenig zu tun.

Bleibt noch diese These zu diskutieren:

Das gesamte Koordinatensystem der Wertschöpfung wird sich verschieben – soviel ist sicher. Was früher exklusiver Kontent, die einzigartige Technik oder der besondere Prozess war, ist nun einer extensiven Kopier-Kultur gewichen, die verändert, optimiert, adaptiert. - [Birgit S. Bauer, 2011](#)

Folgt man der „Commodifizierungs“-These von Franz Naetar (Naetar 2005) so ist eine „Verschiebung des gesamten Koordinatensystems der Wertschöpfung“ in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft keine Ausnahmerecheinung, sondern wir sind mit einer permanenten „Entwertung“ von technologischem Wissen (also *Verfahrenswissen* im Sinne der zweiten Definition von *Technik* in der Vorlesung) konfrontiert, und eine solche Entwertung schreitet in dem Maße voran, in welchem solches Wissen „die Massen ergreift“, allgegenwärtig und damit so weit „trivialisert“ wird, dass letztlich sogar ein „dummer Computer“ in der Lage ist, entsprechende sprachliche Anweisungen („maschinenlesbare Baupläne“) auszuführen.

Ökonomie-theoretische Kapitalismusmodelle als statische oder sich in der Nähe eines (postulierten) „stabilen Gleichgewichts“ bewegende Systeme – dieses harte Paradigma aller wichtigen rezenten ökonomie-theoretischen Vorstellungen sowohl des Mainstreams als auch anerkannter linker Makro-ökonomien – haben also mindestens in technologischen Umbruchzeiten wenig mit der Realität zu tun.

Ich widerspreche allerdings der These von Herrn Kleemann, dass dies auch für die Modellierung mikro-ökonomischer Prozesse gilt. Jegliches unternehmerische Handeln ist auf der Ebene einer Wertrechnung damit konfrontiert, Kapital für die Einrichtung einer Infrastruktur vorzuschießen, das sich durch die Gewinne aus den Returns der operativen Geschäfte refinanzieren muss, welche in dieser Infrastruktur ausgeführt werden. Dieses enge Zusammenspiel von investiver und operativer Rechnung ist jedem Unternehmer geläufig und (wertmäßiger) Kern unternehmerischen Engage-

ments. Die modellmäßigen Momente eines solchen Engagements sind nicht nur theoretisch gut verstanden, sondern durch vielfältige rechtliche Vorgaben zur Art der Buchführung und Steuerprüfung auch praktisch befestigt. Gleichwohl bleibt bei der Implementierung entsprechender Instanzen eines solchen Geschäftsmodell-Rahmens, die Prozess-Dimension praktischer Abwicklung solcher Aktivitäten, ein „unternehmerisches Risiko“, dass die Pläne wenig mit der sich entwickelnden Realität zu tun haben werden. Ein solches „unternehmerisches Risiko“ ist in den Strukturen einer kapitalistischen Gesellschaft konsequent mit dem persönlichen Schicksal der einzelnen Unternehmer („Goldesel oder Pleite“) verbunden. Mechanismen der „Sozialisierung von Verlusten“ sprechen nicht gegen diese Grundkonstruktion kapitalistischer Gesellschaftsorganisation.

In diesem Rahmen, auch das wurde in der Diskussion deutlich, bewegen sich heute Startups, die technologische Verfügbarkeit für „Open Design“ im Home-Markt praktisch organisieren. Spannend hier allein *kooperative* Ansätze einer *gemeinsamen* Bewirtschaftung von Infrastruktur wie etwa im [Fablab Leipzig](#). Mit Blick auf [Maschinenringe](#) und ähnliche kooperative Strukturen der gemeinschaftlichen Bewirtschaftung von Infrastrukturen ist allerdings auch das nicht neu.

Literatur:

- Franz Naetar: "Commodification", Wertgesetz und immaterielle Arbeit. Grundrisse, Heft 14 (2005) 6-19.

Hans-Gert Gräbe, 12.11.2014

18.11.: Linus Torvalds und die Anfänge von Linux.

Mit den hohen Verkaufszahlen Android-basierter Smartphones hat auch die Verbreitung von Linux in den letzten Jahren stark zugenommen, sodass mittlerweile mehr elektronische Geräte mit Linux verkauft werden als mit Microsoft Windows. Für diesen Erfolg maßgeblich verantwortlich ist der Linux-Initiator, -Namensgeber und -Hauptentwickler Linus Torvalds.

Dieser Vortrag beschäftigt sich mit den Ereignissen, die zu diesem Erfolg geführt haben, und mit dem Einfluss, den Torvalds auf die Entwicklung von Linux hatte und hat. Dabei werden verschiedene im Zusammenhang stehende Themen betrachtet, wie der Linux-Entwicklungsprozess, die Definition von Opensource und die verschiedenen Lizenzen, das GNU Project und die GNU GPL, die Unix-Philosophie sowie Patent- und Trademark-Konflikte in Opensource-Projekten.

Lukas Fischer, 12.11.2014

Anmerkungen

Für einen Neueinsteiger ist es schwierig, sich in der an Anekdoten und Anekdotchen reichen Geschichte der Open Source Bewegung zu orientieren. Es wird besonders deutlich, dass es einiger analytischer Bemühungen bedarf, bis Geschichte mehr ist als eine Anreihung von Geschichten, in denen gern betont wird, welche „spontanen“ Einfälle und Ideen späterhin berühmte Leute zur rechten Zeit hatten. Dass (auch) dies viel mit Ideologie und Befestigung sozialer Zusammenhänge zu tun hat, soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Was das Grundmuster derartiger Geschichten vom genialen und zugleich tatkräftigen Erfinder und von Karrieren, die heute nicht mehr „vom Tellerwäscher zum Millionär“, sondern „vom Garagenbastler zum Milliardär“ laufen, mit Menschenbildern und Erwartungen in einem bürgerlichen normativen Bezugssystem zu tun hat, mag hier ebenfalls (zunächst) außer Betracht bleiben. Wenigstens in der Diskussion wurde die etwas oberflächliche Sicht des Referenten auf geschichtliche Abläufe durchbrochen.

Der Titel des Vortrags legt nahe, dass eine besondere Phase der Entwicklung von Open Source – die Initialzündung von Linux Anfang der 1990er Jahre – Gegenstand der Erörterung sein wird. Das Referat holte allerdings deutlich weiter aus und präsentierte verschiedene Phasen der Entwicklung von den Anfängen der 1970er Jahre bis ins Heute – das GNU-Projekt, das GNU Manifesto und die GPL, Torvalds legendäre Mail an „die Welt“, das Wachsen von Linux innerhalb von 10 Jahren zu einer echten Betriebssystem-Alternative sowie in vagen Strichen auch die Auseinandersetzungen um Linux seit 2000, in denen inzwischen „große Player“ (IBM, SCO, Microsoft, HP, Oracle, Google) „große Räder“ drehen, womit die Auseinandersetzungen eine Ebene innerkapitalistischer Machtkämpfe und „Landnahmen“ (in Anspielung auf [Dörre 2011], wo „technologische Landnahme“ allerdings keine Rolle spielt) erreicht haben, die nicht mehr leichtfertig als „peripher“ abgetan werden können.

Auf solche Aspekte werden wir im weiteren Verlauf des Seminars noch zurückkommen müssen. Für den Anfang bleibt festzuhalten, dass der Vortrag trotz einer gewissen Oberflächlichkeit der Argumentation – oder vielleicht gerade wegen dieser – den Nerv der Zuhörer traf und einen guten ersten Einstieg in die komplexe Thematik rund um Open Source und Open Culture vermittelte, den es in weiteren Vorlesungen und Seminaren zu vertiefen gilt.

Die anzufertigende Seminararbeit sollte sich aber enger auf die Rahmenbedingungen und Ereignisse zwischen 1986 und 1996 konzentrieren und diese genauer und tiefgründiger analysieren. Schließlich war es auch genau in dieser Zeit, dass IBM einen klaren Schnitt in der eigenen Firmenphilosophie von der Prägung *Marktführerschaft* zur *Technologieführerschaft* vollzog.

- Klaus Dörre: Landnahme und die Grenzen kapitalistischer Dynamik. Eine Ideenskizze. Berliner Debatte INITIAL 22 (2011) 4, S. 56-72.
- Volker Grassmuck: [Freie Software zwischen Privat- und Gemeineigentum](#). Bundeszentrale f. politische Bildung, Bonn 2002.
- Film "Revolution OS" mit Originalinterviews mit den wichtigsten Akteuren der Open Source Szene (2001). http://de.wikipedia.org/wiki/Revolution_OS, <https://www.youtube.com/watch?v=kR6P0GueyVA>

Hans-Gert Gräbe, 20.11.2014

25.11.: Open Culture am Beispiel von Wikipedia – Informativ-erischer Mehrwert oder Qualitätsverlust?

Die zentrale Fragestellung unserer Präsentation lautet: „Welche möglichen Auswirkungen ergeben sich aus der Open Source Bewegung für den Journalismus und die Gesellschaft?“. Dabei möchten wir zunächst traditionelle Darstellungsformen des Journalismus beleuchten, wobei der Fokus auf den informativ-erischen Formen liegen wird.

Der Recherche seitens des Kommunikators kommt eine besondere Bedeutung zu, die sich jedoch bedingt durch aktuelle Entwicklungen und die Digitalisierung zunehmend verändert. Diese ist gerade im Hinblick auf die strukturelle Spannung zwischen kommerzieller Aufgabe und gesellschaftlicher Qualität kritisch zu betrachten. Daran anknüpfend werden wir die Studienergebnisse von (Machill, Beiler 2012) vorstellen (Verfügbar unter: [Infokompass](#)).

Hinsichtlich der Informationsquellen von Journalisten und der Tendenz zur Selbstreferentialität werden wir genauer auf Wikipedia als Teil der Open Source Bewegung eingehen. Dies wirft die Frage auf, inwieweit journalistische Gütekriterien wie beispielsweise Objektivität, Gültigkeit und Verständlichkeit überhaupt noch erfüllt sind.

Neben dieser kommunikatorzentrierten Betrachtung wird im zweiten Teil des Referats die Perspektive der Rezipienten verdeutlicht, indem wir eine Nutzertypologie der Internet User präsentieren. Abschließend werden wir auf die gesamtgesellschaftliche Bedeutung Bezug nehmen und mögliche Risiken aufzeigen.

Sarah Cujé, Tamara Winter, 13.11.2014

Anmerkungen

Wikipedia gehört neben den großen Open Source Software Projekten wie Linux, Apache, Eclipse oder Mozilla, die scheinbar unberührt von kapitalistischen Profitmechanismen ihren weltweiten Siegeszug fortsetzen, zu den Flaggschiffen eines neuen kulturellen Verständnisses des Umgangs mit Wissen, das die *Weisheit der Vielen* als wichtige Quelle neben die *Weisheit der Experten* stellt – der *Wissenden* im Sinne von Mittelstraß, die Wissenschaft zum Beruf machen können und machen dürfen.

Gerade bei Wikipedia wird mit der Gründung von Wikimedia als „internationaler gemeinnütziger Organisation, die Freies Wissen fördert“, mittlerweile deutlich, dass sich gewisse Formen bürgerlicher institutioneller Organisation kaum vermeiden lassen. Regelmäßige Aufrufe zur Finanzierung des Projekts durch Spenden lassen hehre Visionen einer Kostenlos-Kultur ebenso an den harten „Fakten der Realität“ zerschellen wie die Visionen einer Mitmach-Enzyklopädie an den mittlerweile deutlichen Einstiegshürden, welche die Regeln institutioneller Organisation mit sich bringen.

Es bleibt also zu fragen, was Wikipedia wirklich auszeichnet, denn eine faktische Sonderstellung der Wikipedia unter den enzyklopädischen Projekten der Neuzeit ist unbestreitbar. Während alte enzyklopädische Projekte wie der [Brockhaus](#) oder die [Encyclopaedia Britannica](#) ihre Ausflüge in den Online-Bereich nach kurzer Zeit [grundlegend modifiziert](#) haben, auch die Printausgaben nicht mehr neu auflegen [1,2] und Microsofts *Encarta* 2009 eingestellt wurde [3], boomt die junge, [vor nicht einmal 15 Jahren gegründete](#) Wikipedia nach wie vor.

Es wäre also zu erwarten gewesen, dass sich der Vortrag von dieser enzyklopädischen Seite dem Phänomen Wikipedia nähert. Die Referentinnen wählten den Zugang von einer anderen Seite – der Auswirkung auf journalistische Praxen. Auch wenn dies mit Blick auf ihr Studienfach nachzuvollziehen ist, begaben sie sich damit allerdings mitten hinein in ein Knäuel widersprüchlicher Entwicklungen, mit denen das journalistische Tagesgeschäft im Zuge des digitalen Wandels, der Ablösung von Print- durch Online-Medien und geringer Einstiegshürden für „Laien“ in die [Blogosphäre](#) konfrontiert ist, die aber nur wenig mit dem Phänomen *Wikipedia* zu tun haben. Das Wegbrechen klassischer Finanzierungsmodelle erhöht den Druck zur Uniformisierung und Wiederverwendung von leicht zugänglichem journalistischen Material; Qualitätsjournalismus gerät dabei zunehmend unter die Räder, wie wir bereits 2011 in einem [Gespräch mit Prof. Marcel Machill](#) (Journalistik, Uni Leipzig) unter dem provokanten Titel „Die Macht des Internets und die Ohnmacht der Medien“ herausgearbeitet hatten.

Die Brücke zwischen Journalismus und Wikipedia ist schmal – auch Journalisten nutzen Wikipedia gern als Einstieg in die eigene Recherche. Damit hat Wikipedia eine ähnlich präformierende Wirkung wie Google – die dort aufgeführten Argumente und Quellen, so „objektiviert“ sie auch scheinen mögen, bestimmen den öffentlichen Diskurs, andere Quellen und Positionen werden „automatisch“ marginalisiert. Dies spannt einen ersten Bogen zur Wirkung enzyklopädischer Projekte im Allgemeinen, der hier in Frageform präsentiert sei: Welche Rolle kommt Enzyklopädie bei der Herausbildung eines „objektivierten“ Wissenskanons, einer „Wissensstrukturierung“, zu? Was waren die Gründe für die französischen Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts, ein solches wissenssystematisierendes Projekt im Vorfeld der französischen Revolution überhaupt in Angriff zu nehmen? Und welche umfassendere Bedeutung hat dabei die Herausbildung eines solchen

„Wissenskanons“, dessen sich das „gebildete Bürgertum“ als „Konversationslexikon“ versicherte, worauf Herr Kleemann hinwies? Wir haben dies bereits 2012 in einer Diskussion mit Prof. Ulrich J. Schneider (Direktor der UB der Uni Leipzig) zu „[Autoren und Wissenswelten im digitalen Wandel](#)“ genauer beleuchtet.

Gleichwohl scheinen solche Fragen den Kern der Bedeutung von Wikipedia nicht zu treffen, denn einer *Wissenssystematisierung* sehen sich auch andere moderne enzyklopädische Projekte verpflichtet, von den genannten Universalenzyklopädien über verschiedene Arten von thematischen Wörterbüchern bis hin zu großen Monographien in einzelnen Wissensgebieten. Wikipedia unterscheidet sich von jenen primär nach klassisch-akademischen „expertokratischen“ Prinzipien organisierten Wissensprojekten vor allem durch eine neue Form der *Wissensorganisation*. Eine solche Erkenntnis gegen Ende unserer Seminardebatte wird weiter zu vertiefen und zu detaillieren sein.

- [1] „Der Verlag »wissenmedia« mit den Handelsmarken Brockhaus, Bertelsmann Lexikon und Chronik hat sein Buchhandelsgeschäft zum 01.02.2014 eingestellt. Wir möchten uns für Ihre langjährige Treue und Verbundenheit mit unserem Haus ganz herzlich bedanken!“ ([Quelle](#))
- [2] Am 13. März 2012 gab der Verlag bekannt, dass die Enzyklopädie in Zukunft ausschließlich digital erscheinen werde. ([Quelle](#))
- [3] Die Enzyklopädie Encarta hat den Kampf gegen Wissensgigant Wikipedia aufgegeben: Noch in dieser Jahreshälfte beendet Microsoft die Produktion seiner Software und schließt bis Ende 2009 alle Online-Ausgaben. ([Quelle](#))

Hans-Gert Gräbe, 1.12.2014

09.12.: Open University

Sucht man bei Google nach „Open University“, so wird man zunächst von dem Ergebnis überrascht sein. Handelt es sich doch bei der Open University um die größte Fernuniversität Großbritanniens, welche bereits 1968 gegründet wurde und heute circa 200.000 Studierende zählt [1]. Schaut man sich nun auf der Homepage der Universität um, fällt einem auf, dass auch dort Begriffe auftauchen, die einem inzwischen sehr bekannt vorkommen. Die Rede ist von Open Access, Open Learning, offenen Methoden und offenen Ideen [2].

In diesem Referat soll jedoch nicht die Geschichte oder Bedeutung dieser britischen Institution behandelt werden, sondern die Idee, das Wissen neu zu verteilen und dabei etablierte Strukturen aufzubrechen. Im Zentrum stehen Projekte wie die „University of the People“ (UoP), die zur Zeit einzige akkreditierte Online-Universität [3], oder so genannte MOOCs (Massive Open Online Courses). Die UoP als auch das Auftreten immer neuer MOOC-Plattformen wie *Coursera* oder *Udacity*, die für jeden zugängliches „Wissen“ bereitstellen, lassen die Überlegung zu, über eine revolutionäre Absicht der Akteure zur Neugestaltung gesellschaftlicher Strukturen nachzudenken.

Dabei ist zunächst zu klären, was Wissen überhaupt ist. Welche Bedeutung wird dem Wissen in unserer heutigen Gesellschaft zugemessen und wie ist es heute verteilt?

Weiterhin soll das Selbstverständnis derer, welche diese Dienste anbieten, begutachtet und hinterfragt werden. Welchem Zweck dient das Angebot, handelt es sich um ein kommerzielles oder ideelles Produkt? Kann man hier von einem revolutionären Anspruch sprechen oder handelt es sich dabei dem Verständnis nach eher um kommerzielle Angebote, mit denen Geld verdient werden soll?

Den Schluss soll eine Diskussion darüber bilden, welche Möglichkeiten bestehen, die Welt durch den Einfluss digitaler Technologien zu verändern.

- [1] <http://www.open.ac.uk/about/main/strategy/facts-and-figures>
- [2] <http://www.open.ac.uk/about/main/mission>,
<http://www.open.ac.uk/about/main/strategy/teaching-learning-ou>
- [3] http://uopeople.edu/files/Brochure/about_university_of_the_people_onepage.pdf

Henrik Unrath, 2.12.2014

Anmerkungen

Mit Blick auf die verschiedenen Aspekte von „Open“ einer Open Culture stellte sich der Referent die Frage, wie das Konzept einer Open University aussehen müsste und ob es solche Einrichtungen vielleicht schon gibt.

Eine erste Webrecherche nach diesem Suchwort fiel ernüchternd aus, denn sie führte allein zu einer 1969 in England gegründeten Universität, also zu einer Einrichtung, die lange vor den heute prägenden Debatten um Open Source, Open Knowledge und Open Culture gegründet wurde.

Ein zweiter Versuch der Annäherung erfolgte über die Webseite [Open Definition](#), deren Ziel eine tragfähige Definition des Begriffs „Open Knowledge“ ist.

The Open Definition makes precise the meaning of „open“ with respect to knowledge, promoting a robust commons in which anyone may participate, and interoperability is maximized.

Summary: Knowledge is open if anyone is free to access, use, modify, and share it — subject, at most, to measures that preserve provenance and openness.

In dieser Definition geht es primär um die Konditionen für einen freizügigen Zugang zu entsprechenden Materialien und Artefakten in ihrer rechtstechnischen (Open License), zugangstechnischen (Open Access) und verarbeitungstechnischen (Open Format) Dimension.

Nicht gerade als „Open University“, aber als „Massive Open Online Courses“ (MOOCs) oder „Open Educational Resources“ (OER) spielen Aspekte des Offenen in Diskussionen um die Zukunft von (akademischen) Lehr- und Lernprozessen im digitalen Zeitalter eine wichtige Rolle. Das Konzept „Universität“ löst sich dabei zunächst in eine Menge subcurricularer Angebote auf, in denen Universität nicht mehr als Institution präsent ist, sondern als einer von vielen Dienstleistern und Anbietern passgerechter Bildungsbausteine.

Derartigen Schwerpunktverschiebungen versuchen Universitäten mit einer Schärfung des Fokus von Weiterbildungsangeboten zu begegnen, die allerdings auf den ersten Blick und zumindest aus Kostenperspektive nicht zu „Open“ zu rechnen sind. MOOCs operieren ebenfalls in diesem Spektrum zwischen „supervised learning“, autodidaktischen Lernformen und „blended learning“ und experimentieren mit neuen Formen eines begleiteten Lernens.

In der Diskussion stand die Frage im Mittelpunkt, was eigentlich universitäre Lehr- und Lernprozesse auszeichnet und was billigerweise von der Offenheit akademischer Lehrangebote zu erwarten ist. Ist „Open University“ ein Pleonasmus wie der „weiße Schimmel“, weil Universitäten, zumindest die öffentlich finanzierten, schon immer den drei Aspekten Open License, Open Access und Open Format wenigstens für die von ihren Absolventen „weggetragenen Wissensschätze“ verpflichtet waren? Open Knowledge als Basis für freizügig zugängliche Lehrmaterialien verbessert sicher die Möglichkeiten für autodidaktisches Lernen, aber existieren Universitäten und andere Lehrinrichtungen nicht gerade um der Vorteile eines *gemeinsamen* Lernens willen?

Gemeinsames Lernen erfordert zunächst einmal eine gewisse Homogenität der Lernenden in Zielen und Voraussetzungen, um gemeinsame Wissenserwerbsprozesse überhaupt organisieren zu können. Gemeinsames Lernen als *Lehrprozess* geht darüber hinaus von einem Wissensgefälle zwischen

unterweisendem und unterwiesenem Personal aus, in dem mit fachlichen und didaktischen Mitteln die Wissenserwerbsprozesse in der Gruppe mit deutlich geringerem Aufwand im Vergleich zu autodidaktischem Lernen organisiert werden können.

Neue digitale Möglichkeiten mögen zwar die Illusion erneut stärken, diese Organisationsprozesse „programmierten Lernumgebungen“ und damit Automaten übertragen zu können. Der graduelle Unterschied zu „programmierten Lehrmaterialien“ in Papierform bezieht sich vor allem auf die Möglichkeiten, eine (noch) größere Anzahl von möglichen Lernwegen bereitzuhalten. Derartige Visionen lassen sich bis in die Anfänge des Computerzeitalters zurückverfolgen, ohne dass sie bisher – jenseits neuer didaktischer *Werkzeuge* – ein nennenswertes Eigenleben entwickelt hätten. Offensichtlich sind die Vorteile dieser Form des unterstützten autodidaktischen Lernens gegenüber Formen des autodidaktischen Lernen, in denen von der großen Auswahl von Texten im Internet selbstbestimmt Gebrauch gemacht wird, nicht überzeugend.

Eher sind es die Herausforderungen einer größeren Heterogenität von Lernergruppen, vor denen traditionelle akademische Vermittlungsformen stehen. Heterogenität und Interdisziplinarität erfordern neue Lehr- und Lernformen, welche diese aufnehmen und produktiv in gemeinschaftliche Lernprozesse wenden. Derartige seminaristische Lehrformen haben eine lange akademische Tradition, geraten aber in einer Massenuniversität zunehmend unter die Räder. Auch hier ist das Neue also oft das gut vergessene Alte.

Akademisches Lernen hat über den Wissenserwerb hinaus allerdings noch das Ziel, formale Bildungszertifikate zu erwerben. An dieser Stelle setzen viele digitale Angebote großer Universitäten, gerade im Bereich der MOOCs, ein und bieten Personen, die entsprechende Kenntnisse autodidaktisch oder mit geringer Unterstützung der jeweiligen Einrichtung erworben haben, die Zertifizierung dieser Leistung an. Aber auch dieser Spagat akademischer Einrichtungen zwischen Wissensvermittlung und Kommerz ist nicht neu, sondern findet im digitalen Zeitalter allein in neue Formen.

Also wenig wirklich Neues im akademischen Sektor. Dennoch oder gerade darum stehen Universitäten an vorderster Front, wenn es um die Durchsetzung von Open Culture geht – die Freizügigkeit des Zugangs zu den Wissensressourcen der Menschheit ist ein zentraler Baustein der Voraussetzungen, unter denen sie ihren öffentlichen Bildungs- und Forschungsauftrag nur erfüllen können.

Hans-Gert Gräbe, 4.1.2013

16.12.: Open Access Aktivitäten in Sachsen

Freier und damit kostenloser Zugang zu wissenschaftlicher Literatur für Jeden. Das ist das Ziel des Open Access. Dokumente, die im Sinne des Open Access veröffentlicht werden, sind damit für Dritte frei zugänglich. Das beinhaltet das Lesen, Speichern sowie den Verweis auf diese Dokumente. So soll die Verbreitung dieser Informationen maximiert werden. Zudem soll durch den schnellen und einfachen Zugriff die Grundlage für weitere Forschung vereinfacht werden.

Das noch junge [Qucosa Projekt](#) will mit Hilfe von Open Access Dokumente zentral anbieten. Hinter dem Namen „Quality Content of Saxony“ sollen landesweit qualitativ hochwertige Dokumente aus Wissenschaft und Wirtschaft verfügbar gemacht werden. Der Zusammenschluss mehrerer Bildungseinrichtungen und die Förderung durch die EU haben ermöglicht dieses Projekt ins Leben zu rufen. Unter eigener Identität, aber auf ein zentrales System bauend, können nun mehrere Einrichtung dieses nutzen. Somit sind einige Hürden genommen auf dem Weg der Unterstützung von kostenfreier Publikation, Nachweisbarkeit und langfristiger Archivierung.

Johannes Götze, 9.12.2014

Hintergrund:

Was ist Open Access?

„Open Access bedeutet den für Nutzer entgeltfreien Zugriff auf und die Möglichkeit umfassender Verwertung von qualitätsgeprüften wissenschaftlichen Volltext-Publikationen im Internet“. (Aus einer Zuarbeit von Christian Hoffmann)

Auf der Plattform open-access.net wird Open Access mit Verweis auf die Budapester Initiative und die bisherigen Erfahrungen allerdings differenzierter gefasst. Als Ziel der Plattform wird genannt

Was genau ist eigentlich [Open Access](#)? Open Access steht für den unbeschränkten und kostenlosen Zugang zu wissenschaftlicher Information im Internet. Auf open-access.net finden Sie Informationen zu den zentralen Begriffen und Formen des Open Access, z.B. über Open-Access-[Zeitschriften](#) und Repositorien, die Ursprünge der Open-Access-Bewegung, Geschäftsmodelle oder Rechtsfragen.

Weiter heißt es dort

Open Access ist ein sehr aktuelles und zukunftsweisendes Thema, das weltweit große Unterstützung findet. Gründe für Open Access sind unter anderem die erhöhte Sichtbarkeit und damit die erhöhte Wirksamkeit wissenschaftlicher Texte. Andererseits werden eine Reihe von Vorbehalten gegen Open Access geäußert, z.B. bezüglich der Flüchtigkeit und mangelnden Auffindbarkeit digitaler Daten.

Open Access war bereits am [10.01.2011](#) Thema im *Seminar Wissen*.

Weitere Links:

- <https://www.ub.uni-leipzig.de/open-access/open-access-policy/>
- <http://blog.ub.uni-leipzig.de/?p=2666>
- <http://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklaerung>

Hans-Gert Gräbe, 10.12.2014

Anmerkungen

Open Access ist eines der Beispiele einer neuen Wissensordnung, das in den letzten 15 Jahren deutlich Fahrt aufgenommen und sich inzwischen (auch) in Deutschland in verschiedenen Formen institutionalisiert hat. Ein solches Ergebnis liegt in vieler Weise quer zu den ideologischen Fronten und Grabenkämpfen um die Etablierung einer Begrifflichkeit „geistiges Eigentum“, mit der seit den 1970er Jahren verstärkt versucht wird, den bürgerlichen Eigentumsbegriff auf „Immaterialgüter“ zu übertragen.

Die Konsequenzen einer solchen Entwicklung führten in den 1990er Jahren zu einer ersten Krise der Informations- und Kommunikationssysteme der Wissenschaft, auf die in Deutschland zunächst einzelne Fachgesellschaften, vor allem aus den Naturwissenschaften und später auch der Soziologie, mit der Gründung von IuK-Kommissionen reagierten. Ein weiterer wichtiger Akteur in der Front der Gegner immer umfassenderer Immaterialgüterrechte insbesondere an digitalen Artefakten waren die Bibliotheken, die ihren öffentlichen Auftrag gefährdet sahen, da diese rechtlichen Regelungen die praktischen Möglichkeiten moderner Medien konterkatieren.

Unsere Zeit bietet wie keine andere eine gewaltige Sammlung von Wissen in Textform dar. Die gesamte Geistesgeschichte der Menschheit wird auf CD-Roms, auf Internet-Seiten, in Antiquariaten und im Buchhandel dargeboten, alles ist gut vernetzt und leicht

zugänglich, dass es eine Schande wäre, dieses Material nicht wach und offenen Sinnes zu gebrauchen. (Matthias Käther, in Utopie kreativ April 2004, S. 300)

Diese Form des Widerstands gegen eine spezielle Spielart neoliberaler Konzepte hat seither deutlich an Kraft gewonnen und sich inzwischen weltweit institutionalisiert. In Deutschland stehen alle großen Wissenschaftsvereinigungen wie die Hochschulrektorenkonferenz HRK, der Deutsche Hochschulverband DHV, der Wissenschaftsrat, die Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG, die Max-Planck- und die Helmholtz-Gesellschaft usw. hinter Entwicklungen, die Open Access als Grundbaustein einer modernen, dem digitalen Zeitalter angemessenen Wissensordnung verstehen.

In Sachsens Wissenschaftslandschaft erfolgt die Institutionalisierung dieser Bemühungen um Open Access über den Verbund der Universitätsbibliotheken mit der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek (SLUB) Dresden als Leiteinrichtung. Mit qucosa.de ist eine Plattform eingerichtet worden, über die Open Access Literatur verwaltet und verfügbar gemacht werden kann. Hierüber berichtete Herr Götze in seinem Teil des Vortrags.

Die allgemeineren Aspekte von Hintergrund und Geschichte der Open-Access-Bewegung versuchte Herr Hoffmann auszuleuchten. Leider blieben diese Ausführungen mit einer wenig argumentativ unteretzten Liste von angeblichen Vor- und Nachteilen von Open Access sehr oberflächlich, die geschichtliche Genese dieser Bewegung wurde überhaupt nicht berührt. Meine Anmerkungen vom 10.12. fanden ebenfalls keine Beachtung.

Auch in der Diskussion zeigte sich, dass die Seminarteilnehmer wenig über diese fundamentalen Auseinandersetzungen um die Ausgestaltung einer neuen Wissensordnung wissen oder mitbekommen. Einem solchen Defizit kann und soll hier nur durch ein paar Links in eine diesbezüglich inzwischen eigentlich gut ausgebaute argumentative digitale Landschaft begegnet werden. Wir kommen im weiteren Verlauf von Vorlesung und Seminar auf das Thema zurück.

Weitere Links:

- <http://www.open-access.net/>
- <http://openaccess.mpg.de/>
- http://www.dfg.de/dfg_magazin/forschungspolitik_standpunkte_perspektiven/open_access/index.html
- <http://www.plos.org/>
- [Budapest Open Access Initiative 2002](#)
- [Berliner Erklärung 2003](#)
- [Göttinger Erklärung 2004](#)
- <http://www.springer.com/gp/open-access>
- <http://www.urheberrechtsbuendnis.de/>
- <https://www.ub.uni-leipzig.de/open-access/open-access-policy/>
- <https://www.ub.uni-leipzig.de/open-access/>
- Hans-Gert Gräbe (2006): Geistiges Eigentum, Gemeineigentum und die Eigentumsfrage. Ein Plädoyer gegen geistiges Eigentum als Konzept. Rohrbacher Manuskripte, Heft 12, S. 102-108. ([pdf](#))
- Hans-Gert Gräbe (2005): Die Macht des Wissens in der (post)modernen Gesellschaft. Rohrbacher Manuskripte, Heft 11, S. 58-72. ([pdf](#))
- Hans-Gert Gräbe (2001): Von der Waren- zur Wissensgesellschaft. Rohrbacher Manuskripte, Heft 8, S. 27-34. ([pdf](#))
- Ulrich Herb (2015): Creative-Commons-Lizenzen und Open-Access-Zeitschriften. JurPC Web-Dok. 5/2015. <http://dx.doi.org/10.7328/jurpcb20153011>

- Andras Holl (2012): Response to “Is CC BY the Best Open Access License?”. Journal of Librarianship and Scholarly Communication 1(2):eP1055. <http://dx.doi.org/10.7710/2162-3309.1055>

Hans-Gert Gräbe, 31.12.2014

06.01.: Digitale Musik selbst machen.

Was gehört zum Begriff „Digitale Musik“? Ob es das Speichern nahezu aller bisher aufgenommenen Musikstücke als Dateien auf Festplatten ist, die Verbreitung dieser Dateien im fast jedem zugänglichen World Wide Web oder die Erfassung des Begriffs als ganzes Genre von elektronischer Tanz- oder Experimentalmusik; digitale Musik ist heutzutage nicht mehr wegzudenken.

Im 20. Jahrhundert entwickelte sich durch neue Technik und Ansprüche von Musikern eine zuvor in der Musikgeschichte nie dagewesene Möglichkeit, künstlerisch-ästhetische und naturwissenschaftlich-technische Sphäre zu vereinen. Ich möchte in meiner Präsentation zeigen, wie einfach es heute ist, mit der geeigneten Software eigene Musik zu produzieren und damit nahezu in Echtzeit die Welt zu bereichern – je nachdem, was der Hörer unter Bereicherung versteht. Denn durch mehr Mitwirkende in einer so großen Community steigt die Qualität des Produktes nicht unbedingt. Außerdem werde ich die Kunst des Samplens beleuchten, eine der gängigsten Techniken beim Produzieren digitaler Musik, und den einen oder anderen Fakt zu urheberrechtlichen Unklarheiten anschneiden. Hier verbirgt sich auch der Open Source Gedanke im Vortrag.

Die anschließende Diskussion soll Positionen zur Bedeutung von Einfachheit des Musikproduzierens beleuchten. Soll lieber weniger produziert werden, dafür nur von professionellen Musikern, oder bereichert die Fülle von Angeboten tatsächlich die Relevanz neuer Genres?

Max Tegtmeyer, 23.12.2014

Anmerkungen

Im Vortrag kamen zwei Dimensionen des Themas zur Sprache: Auswirkungen neuer technologischer Möglichkeiten auf das eigene kreative musikalische Schaffen und Perspektiven der Verteilung, Vermarktung und letztlich des „Konsums“ von Musik im anbrechenden „digitalen Zeitalter“.

Die erste Dimension spielte in der weiteren Diskussion eine untergeordnete Rolle, öffnete aber ein paar spannende historische Perspektiven. E-Musik wurde begrifflich gefasst als die „Aufhebung aller Beschränkungen, welche durch die Bedingtheiten der klassischen Instrumente gegeben sind“. Der Blick reichte zurück bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und ersten Versuchen zur technischen Verzerrung von Klangfarben. Ausgelassen wurde der Beginn des 20. Jahrhunderts mit vielfältigen Versuchen, über neue Ausdrucksmittel der [Zwölftonmusik](#) den Rahmen überkommener, stärker an Harmonien orientierter Formen zu sprengen und mit neuen Hörgewohnheiten auch neue Formen der Darstellung von Konflikten, Dissonanzen und Spannungsfeldern zu erschließen, dies allerdings vorwiegend mit entsprechend malträtierten *klassischen* Instrumenten. Erst in einem solchen Kontext, der auch die künstlerischen *Ausdrucksbedürfnisse* und deren Bedingtheiten mit in den Blick nimmt, lassen sich nach meinem Verständnis Entwicklungen in der E-Musik seit den ersten Synthesizern Anfang der 1960er Jahre verstehen. Auch die vom Referenten aufgeworfene Frage nach „Qualität von Musik“ ist erst in einem solchen Rahmen sinnvoll zu thematisieren.

Die kreative Perspektive des Referenten entsprang eher eigenen Praxen als Hobbymusiker, für den eigenes und gemeinsames „zweckfreies“ Musizieren und Experimentieren mit Musik im Vordergrund steht. Aus dieser Perspektive ist die zunehmende „Commodifizierung“ [1] von Technik

spannend – Werkzeuge und Experimentierformen, die vor kurzer Zeit nur den großen „Musikfabriken“ (Tonstudios) für viel Geld zur Verfügung standen, werden auf der Basis moderner IT-Hard- und -Software auch für „einfache Nutzer“ erschwinglich – die Funktionalität eines ganzen Tonstudios auf dem heimischen Laptop mit entsprechend hochwertiger Peripherie ist schon für etwa 3.000 Euro zu haben. Wir begegnen ein weiteres Mal dem Trend, dass mit einer solchen Miniaturisierung und Commodifizierung von Technik diese Einzug in einen auch ökonomisch potenten *Heimwerker- und Bastlermarkt* hält, während dieselbe Technik vorher nur (aber doch auch: schon) im industriellen Kontext genutzt werden konnte. Technik also, die als Verfahrenswissen nicht neu ist, aber allein die weitere Verbreitung neue kreative Potenziale freisetzt, die auf gesellschaftlicher Ebene zu neuen Entfaltungsprozessen führen.

Damit ist es nach diesem Wandel nicht mehr allein industriell hergestellte Musik, die für privates Musikhören zur Verfügung steht. Eine zweite Eigenschaft digitaler Artefakte leistet einem Wandel in der Verteilungssphäre Vorschub – die einfache Kopier- und Speicherbarkeit dieser digitalen Artefakte. Dieses Spannungsfeld zwischen neuen Verteilungsformen sowie alten Geschäftsmodellen und Verteilungsstrukturen nahm den größten Raum in der Seminardiskussion ein. Wie laufen Wandlungsprozesse in diesem Bereich ab? Wie repositionieren sich Verlage, Labels, Künstler, DJs, Klubs, Event-Organisatoren?

Zunächst wurde eine neue Flüchtigkeit von Vertragsbeziehungen diagnostiziert. In anderen Bereichen der Gesellschaft wird die Ablösung klassischer Lohnarbeitsverhältnisse durch zunehmend projektartige Vertragsverhältnisse („Generation Praktikum“) als durchaus einschneidend betrachtet. Für Künstler – so der Tenor der Diskussion – sind derartige Vertragsverhältnisse kein Neuland; der digitale Wandel stärkt mit einer Vervielfachung der Optionen (etwa durch Zunahme von Klubs mit Livemusikangeboten) eher noch deren Verhandlungsposition. Anders sieht es bei Verlagen und Labels aus, die versuchen, sich als „thieves in power“ mit „geistigen Eigentumsrechten“ Positionen zu sichern, die „ein für alle Mal vergangen seien“, so Eben Moglen [2].

Where are the advocates of freedom in the new digital society who have not been decried as pirates, anarchists, communists? Have we not seen that many of those hurling the epithets were merely thieves in power, whose talk of „intellectual property“ was nothing more than an attempt to retain unjustifiable privileges in a society irrevocably changing? (Ebenda)

In diesem *Bereich des Rechts* werden wichtige Kämpfe ausgefochten und neue Weichen gestellt. Digitaler Wandel bedeutet auch, dass sich das Gewicht technisch-ökonomischer Gründe für alte rechtlicher Regelungen verändert und damit Recht selbst weiterentwickelt werden muss. Eben Moglen [2] sieht dieses Gebiet sogar als zentrale Arena der Auseinandersetzung um die Gestaltung der digitalen Gesellschaft.

Unsere Zeit bietet wie keine andere eine gewaltige Sammlung von Wissen in Textform dar. Die gesamte Geistesgeschichte der Menschheit wird auf CD-Roms, auf Internet-Seiten, in Antiquariaten und im Buchhandel dargeboten, alles ist gut vernetzt und so leicht zugänglich, daß es eine Schande wäre, dieses Material nicht wach und offenen Sinnes zu gebrauchen. (Matthias Käther [3])

Literatur:

- [1] Franz Naetar: "Commodification", Wertgesetz und immaterielle Arbeit. Grundrisse, Heft 14 (2005) 6-19. http://www.grundrisse.net/grundrisse14/14franz_naetar.htm
- [2] Eben Moglen: The dotCommunist Manifesto. Online-Publikation, Jan. 2003. <http://emoglen.law.columbia.edu/publications/dcm.html>

- [3] Matthias Käther: Über Marxens Rezeptionsmethode. Utopie kreativ 162 (2004), S. 293-300. http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/162kaether.pdf

Hans-Gert Gräbe, 16.1.2015

13.01.: Wie sicher ist Open Source Software?

Wenn über die Vorteile von Open Source Software gesprochen wird, fällt meist das Argument, dass Open Source Software durch die freie Verfügbarkeit des Quellcodes eine erhöhte Sicherheit bietet. Schließlich könne sich jeder, somit auch IT-Sicherheitsexperten, von der Sicherheit überzeugen und gegebenenfalls auftretende Probleme offen legen. Trotzdem wurden allein im Jahr 2014 mehrere kritische Sicherheitslücken in weit verbreiteten Open Source Projekten entdeckt, welche zum Teil über mehrere Jahre unentdeckt blieben.

In diesem Referat soll geklärt werden, welchen Einfluss die Sichtbarkeit des Quellcodes auf die Sicherheit von Software hat. Dafür werden die Begriffe Open Source Software und Free Software eingeführt. Zudem soll ein Einblick in die verschiedenen Sicherheitsphilosophien von Open Source Software und proprietärer Software geben und Angriffsmöglichkeiten auf Basis der Sichtbarkeit des Quellcodes erläutert werden. Abschließend wird mit dem „Heartbleed Bug“ aus dem Jahr 2014 ein praktisches Beispiel behandelt.

Lukas Kairies, 6.1.2015

Anmerkungen

Wie sicher ist Open Source Software (OSS)? Mit dem Heartbleed-Bug, der im April 2014 auch größere mediale Aufmerksamkeit erfuhr, wurde der Mythos zu Grabe getragen, dass die prinzipielle *Möglichkeit* des Aufdeckens von Fehlern in quelloffener Software schon Garant dafür ist, dass dies auch wirklich in angemessenen Zeiträumen geschieht.

Die Überraschung der Experten (siehe das [Zitat von Bruce Schneier](#)) bezieht sich aber nicht auf diesen Mythos, sondern auf den eklatanten Qualitäts-Mangel im Entwicklungsprozess selbst, den man bis dahin nur mit schlecht ausfinanzierter Entwicklung proprietärer Software assoziiert und so bei Freier Software nicht erwartet hatte. Dies wird die [weitere Verbreitung von OSS auch im unternehmerischen Umfeld](#) nicht aufhalten, bedeutet aber, dass hier ein Umdenken bzgl. der Bereitstellung von Ressourcen für die Sicherung von Qualität erforderlich ist. Es bleibt die Frage, was es einer Gesellschaft wert ist, auf eine Infrastruktur qualitativ hochwertiger OSS zurückgreifen zu können, und wie diese „Werthaltigkeit“ (die in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft immer die Frage nach der Bereitstellung der dafür erforderlichen finanziellen Mittel einschließt) nachhaltig gesichert wird.

Im zweiten Teil der Diskussion wurde deutlich, dass Fehler in Software zum Alltag des Software-Einsatzes gehören, und heute nicht nur Geheimdienste auf der „Jagd“ nach veröffentlichten Fehlern und Sicherheitslücken sind, sondern umfassende Strukturen und institutionalisierte Verfahrensweisen existieren, wie mit solchen Problemen umgegangen wird. In Deutschland laufen diese Informationen beim [BSI](#) – Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik – zusammen, das zusammen mit einschlägigen Branchenverbänden die Aufgabe hat, das Führen dieses technologie-kritischen Diskurses nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch abzusichern.

Hans-Gert Gräbe, 28.01.2015

20.1.: Digitaler Wandel in Estland.

Trotz nur knapp über 1,3 Millionen Einwohnern ist es Estland gelungen, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen. Mit seiner stark auf Digitalisierung ausgelegten Strategie konnte Estland einen effizienten Staatsapparat aufbauen, seine Bürger auf dem Weg aus sowjetischer Unterdrückung in die Demokratie mitnehmen und fruchtbaren Boden für Technologiefirmen anlegen. Konsequente Infrastruktur- und Bildungsinvestitionen haben staatliche sowie medizinische Dienste, Banken und die Bildung online zugänglich gemacht. In einigen Schulen wird Programmieren ab der 7. Klasse gelehrt, ein Drittel der Wähler geben ihre Stimme elektronisch ab.

Dem gegenüber stehen große Diskussionen über Privatsphäre und Freiheit sowie der Hackerangriff auf die Estnische Regierung 2007. Das Referat will einen Überblick über den digitalen Raum Estland geben, Hintergründe und Folgen der Digitalisierung erläutern und die Frage stellen, ob Estonia mit staatlichen digitalen Identitäten und großen Datenbanken einen Großen Bruder erschafft oder Instrumente demokratischer Freiheit verfügbar macht.

Robert Terbach, 13.1.2015

Aus dem Vortrag

Tiigrihüpe & Tiger Leap Foundation

- 1996 von Toomas Hendrik Ilves vorgeschlagen (damals Botschafter in USA)
- Große Investments in Netzinfrastruktur insbesondere Schulen sollten Internetzugang und Computer bekommen
- Programmieren in der weiterführenden Schule, teilweise integriert in andere Fächer
- Mit Progetiiger befindet sich gerade ein weiteres Programm im Aufbau, das bisher an über 20 Schulen schon ab der ersten Klasse Programmieren lehrt.

Dieses Projekt zeigte schnell Wirkung, heute sieht es quasi überall so aus:

Vernetzung

- 80% Breitbandausbau
- Öffentliches WLAN an über 2500 AccessPoints ~100% Abdeckung in Tallinn
- 4G-Netze decken 95% der Landesfläche ab
- Preislich mit Festnetz konkurrenzfähig, viele haben keinen Festnetzanschluss mehr
- 90% der Bevölkerung sind Internetnutzer

Auch wirtschaftlich zeigte sich Wirkung, junge talentierte Leute gründen Techfirmen: Skype kommt aus Estland, Kazaa, viele weitere Startups

Dienste

- eID
 - eingeführt im Januar 2002
 - enthält ausschließlich 2 Zertifikate, keine Daten
 - Public-Key Infrastruktur, ermöglicht Authentifizierung und Signierung
 - Rechtlich mit Unterschrift gleichgestellt
 - Daten auf den Servern sind 2048 bit verschlüsselt
 - Die Karte ist nicht nur Ausweis, sondern auch Nachweis der Krankenversicherung, Führerschein, ÖPNV-Ticket und Geldkarte

- Medizinsektor
 - Rezepte digital, können per Internet verschrieben werden, gerade für ältere, chronisch Kranke sehr nützlich!
 - Patientenakte digital & zentral
- Steuern, Schule, Hochschulbewerbung
 - Steuererklärung - 95% machen das Online
 - Schulnoten & Material (Hausaufgaben, Informationn, Fehlstunden, Beurteilungen) online einsehbar, Kommunikation
 - Schulabschlussnoten werden u.a. per SMS versendet, Bewerbungen an Universitäten können dann direkt einfach geschickt werden
- Wahlen: Neben dem klassischen 'auf Papier wählen' kann man in Estland noch mit seiner eID über das Internet wählen oder per SMS
 - SMS über spezielle SIM-Karten
 - Anonymität gewahrt, Authentifizierung unabhängig von der Stimme (2 PINs)
 - 2005 war die Erste e-Wahl möglich
 - 2013 waren über 30% der Stimmen bei der EU-Wahl digital, 10% der Wähler würden klassisch nicht wählen gehen
- Digitale Staatsbürgerschaft
 - Für jeden auf der Welt zu erwerben (50€ Bearbeitungsgebühr)
 - Man erhält eine eID und Zugriff auf fast alle Online-Dienste
 - Die Ziele sind durchaus ambitioniert, es sollen in den nächsten 10 Jahren 10 Millionen 'digitale Esten' entstehen
 - Klar im Vordergrund steht hier der Versuch wirtschaftlich international konkurrenzfähiger zu werden. Man will Firmengründungen erreichen, die in Estland Steuern zahlen.

Datenschutz

- Persönliche Informationen die als vertraulich angesehen werden: politische Meinungen, Glaube, Herkunft, sexuelle Orientierung, Angaben über die gesundheitliche Verfassung oder Vorstrafen dürfen nicht ohne die Einwilligung des Bürgers verarbeitet werden.
- Es muss einen Beauftragten in jeder Firma geben, der für die Vertraulichkeit dieser Daten sorgt
- Dieser Verantwortliche muss angemeldet sein beim Data Protection Inspectorate.
- Jeder Zugriff auf Personenbezogene Daten wird protokolliert und den Betroffenen mitgeteilt
- Data Protection Inspectorate
- Die Hauptaufgabe des DPI ist der Schutz der Individuen vor den staatlichen Autoritäten, also Ämtern zu schützen, ebenso wie auch der bereits angedeutete Schutz vor Firmen.

Mittlerweile erfordert jedoch, mit steigender Tendenz, der Schutz des Individuums vor anderen Einzelpersonen immer mehr Aufmerksamkeit. Immer mehr persönliche Daten landen im Netz (Social Media, Dronen, Recognition Software)

Zusammenfassung:

- Dank Tiigrihype bekommen praktisch alle Bürger früh Kompetenzen für Computer vermittelt
- Verwaltungsdienste sind schlank und für Bürger leicht benutzbar
- eID ermöglicht viele praktische Services
- Die Demokratie wird immer stärker, Verbindung zur Regierung relativ direkt
- Und die Wirtschaft ist international konkurrenzfähig

Zensur

- Es gibt Internetzensur, die über 1000 Internetseiten blockiert. Es geht darum illegales Online-Glücksspiel zu verhindern; Die Liste ist transparent einzusehen. Ziel ist hier die Besteuerung.
- Keine weitere Zensur – Estland ist auf Platz 1 der Internetfreiheit (Freedom House)

Angriffbarkeit: 2007 hat die Regierung Estlands ein russisches Denkmal und Kriegsgräber verlegt. Es kam zu größeren Protesten der russischen Minderheit. Mutmaßlich infolgedessen wurde Estland digital angegriffen; es wurden mit Botnetzen DDOS Angriffe auf Regierungsseiten gefahren. Ebenso wurden Parteiseiten und Nachrichten angegriffen. Es hat sich Jahre später jemand dazu bekannt, aber es ist nicht abschließend geklärt, wer alles beteiligt war.

Probleme:

- Wahlsicherheit – Der CCC hat ja in der Vergangenheit mehrfach gezeigt, dass digitale Wahlen angreifbar sind;
 - Versuche, die Estnischen Wahlen anzugreifen wurden bisher nicht bekannt
 - Es gibt keine Testläufe, man wolle nicht in den Prozess eingreifen.
 - Es gibt keine Aussagen über die Sicherheit des Verfahrens (siehe aber [The Guardian, 13.05.2014](#))
- Sehr viele sensible Daten sind zentral gespeichert und für Regierung und andere, zum Beispiel Krankenkassen, einsehbar
 - Bewegungen wie [Quantified Self](#) liefern noch viel mehr Daten
 - Risiko für kranke Menschen, kann Sozialstaat in Frage stellen!
 - Kritische Berichterstattung kann auch verhindert werden durch den Logging-Mechanismus beim Datenzugriff
- Die Verschlüsselungsinfrastruktur wird vom Staat gestellt
 - Andere (Cameron, UK) fordern gerade Verschlüsselungen, die vom Staat *gebrochen* werden können.
- Zensurinfrastruktur ist bereits geschaffen. Missbrauch nur eine Frage der Zeit?
 - Möglichkeiten eines Orwellschen "1984"

Estland als Beispiel und Ideengeber für [X-Road Europe](#).

- The X-Road EU environment has been specifically developed for EU countries from the X-Road core technology that has been in use in Estonia since 2002.
- Veröffentlichung von Regierungsdaten ist in anderen europäischen Ländern noch nicht so weit fortgeschritten
- Open Data ist zwar ein Ziel, aber bisher ist die Richtung relativ einseitig

Anmerkungen

Die Huffington Post vom [24.03.2014](#) benennt acht Gründe, weshalb Estland als Vorreiter des digitalen Wandels gilt.

1. Personalausweis und Unterschrift sind überflüssig

Bürger weisen ihre Identität mit einer persönlichen ID-Nummer nach. Die Nummer ist auf einer ID-Karte abgespeichert – oder auf der Sim-Karte im Mobiltelefon. Die Bürger können sich damit zum Beispiel bei Behörden, bei der Bank, beim Schließen von Verträgen und beim Arzt ausweisen. Seit das Digitale-Signaturen-Gesetz erlassen wurde, zählt die ID genauso viel wie die Unterschrift auf Papier.

2. Kostenloses WLAN ist selbstverständlich. Überall.

In Estland ist an fast allen Orten kostenloses WLAN verfügbar. So stellen etwa Geschäfte und öffentliche Einrichtungen ihr WLAN frei zur Verfügung, da sie für das Zahlen mit EC-Karte sowieso eine Internet-Verbindung brauchen und die ungenutzte Bandbreite den Kunden zur Verfügung stellen.

3. Die Esten bezahlen mit Online-Währung auf der Geldkarte im Mobiltelefon.

4. Die Krankenakte ist digital und für den Patienten jederzeit einsehbar.

In Estland ist der Patient Herr über seine eigenen Informationen. Arztbesuche, Medikamente und Untersuchungsergebnisse werden in der digitalen Patientenakte gespeichert. Ärzte und Kliniken überall im Land können sofort alle wichtigen Informationen einsehen - aber nur, wenn sie die Erlaubnis des Patienten haben.

5. Eltern wissen alles über die Schulleistungen ihrer Kinder.

Schüler können schlechte Noten nicht mehr verheimlichen. Noten, Fehlstunden, Hausaufgaben und Lehrpläne werden auf einer zentralen Plattform gespeichert.

6. Die Steuererklärung macht sich von selbst.

Die Daten werden vom Finanzamt automatisch bei Arbeitgebern, Banken und andere Organisationen abgerufen. Am Ende prüfen die Bürger die Informationen und schicken das Formular ab. Zwei Tage später haben sie die Rückzahlungen auf ihrem Konto.

7. Transparenz ist mehr als nur ein Wort

Skeptiker mögen einwenden, dass die Bürger zu viele Daten preisgeben. Tatsächlich scheinen die Esten dadurch aber mehr Kontrolle über ihre Informationen zu haben. Sie können in einem Protokoll einsehen, wer ihre Daten wann abgerufen hat. Wenn es dafür keinen triftigen Grund gibt, können sie klagen.

8. Innovationen haben es leicht

In dem kleinen Land entstehen gemessen an der Einwohnerzahl mehr Startups als irgendwo sonst in Europa. Deshalb wird Estland international schon als das „nächste Silicon Valley“ gehandelt. Estnische Bürger können Firmen online gründen – im E-Business-Register. Das dauert nur 18 Minuten. Besuche beim Notar oder bei Behörden sind nicht nötig.

Estland hat nach der Loslösung von der Sowjetunion 1987 große Anstrengungen in Richtung des Ausbaus einer landesweiten sozio-technischen Infrastruktur unternommen, die modernste digitale Kommunikationskonzepte umsetzt. Fragen nach möglichen negativen Konsequenzen des Einsatzes solcher Technik wurden zu Gunsten pragmatischer Ansätze hintangestellt, mit dem [Personal Data Protection Act](#) und dem [Data Protection Inspectorate](#) wurden auch rechtliche Regelungen und staatliche Institutionen geschaffen, mit denen in einer so (daten)-offenen Welt auch über Missbrauch von Daten verhandelt werden kann. Mit dem Ansatz, zunächst sozio-technische Lösungen zu installieren und auf der Basis *praktischer* Erfahrungen mit deren Einsatz technische und rechtliche Adjustierungen vorzunehmen, geht Estland einen sehr eigenen Weg in die digitale Zukunft. Die Ergebnisse dieses Wegs sind genauer zu studieren, um Optionen den eigenen Weg des digitalen Wandels besser zu verstehen.

Eines der Hauptziele der estnischen Politik ist es, mit derartigen Bedingungen Estland zu einem High-Tech-Land zu entwickeln, in dem wichtige digitale Technologien entwickelt werden. Dazu wurde eine *virtuelle Staatsbürgerschaft* eingeführt. „Die sogenannte E-Residency erlaubt es Menschen mit oder ohne existierende Verbindung zu Estland, das breite Spektrum an E-Government-Dienstleistungen und Onlineservices in Anspruch zu nehmen, für welches das Land mittlerweile

internationale Bekanntheit genießt. Von einer herkömmlichen Staatsbürgerschaft unterscheidet sich die virtuelle Variante primär durch das Fehlen eines Wahlrechts, einer physischen Aufenthaltsgenehmigung sowie einer Berechtigung zur Ausstellung eines estnischen Reisepasses“. ([Quelle](#))

Estland als großer High-Tech-Staatskonzern? Ein Beispiel mehr, welche Optionen der digitale Wandel *innerhalb* einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft eröffnet.

Hans-Gert Gräbe, 28.01.2015

27.01.: Open Source im Firmeneinsatz.

Die Einsatzfelder von Open Source Software in Unternehmen und Behörden sind groß und vielfältig. Vom Arbeitswerkzeug in der täglichen Büroarbeit, bis hin zur sicherheitskritischen Server- oder Datenbanksoftware kann Open Source Software in vielen Bereichen benutzt werden. Manchmal ist eine Migration hin zu Open Source Software von einem großen medialen Interesse begleitet, wie z.B. im Fall der Stadt München, die in ihrem Linux Projekt [1] Rechner auf Linux migriert hat. In manchen Bereichen wird Open Source Software jedoch auch ganz selbstverständlich eingesetzt, bevorzugt gegenüber proprietärer Software oder sogar, weil es keine Alternativen gibt. Es gibt auch Fälle, in denen der Einsatz von Open Source Software unbewusst geschieht.

Der Vortrag beleuchtet zuerst die rechtlichen Aspekte, die den Einsatz von Open Source Software in Unternehmen begleiten. Danach spreche ich über sonstige Gründe, die für oder gegen eine Entscheidung stehen, in einem Unternehmen Open Source Software einzusetzen. Im Anschluss werden Unternehmen untersucht, die ihren Umsatz mit der Produktion, dem Vertrieb und/oder dem Support von Open Source Software machen. Zum Schluss möchte ich noch die Frage diskutieren, ob und wie weit es für Unternehmen von Interesse sein kann, selbst in die Entwicklung von Open Source Software zu investieren.

- [1] <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/LiMux.html>

Florian Reiner, 20.01.2015

Anmerkungen

Von den im Anhang genannten drei Quellen

- [Trendstudie Open Source](#) von heise.de (Basis ist eine Online-Umfrage vom Nov. 2008)
- [Open Source in Unternehmen](#), Wikibooks, August 2004,
- [Leitfaden Open Source Software – Rechtliche Grundlagen und Hinweise](#) des Branchenverbands BITKOM (August 2014)

gibt vor allem die erste einen klaren, wenn auch – wie in der Untersuchung selbst angemerkt wird – nicht repräsentativen Einblick in die Welt des Einsatzes von Open Source Software (OSS) in Unternehmen. Der Verbreitungsgrad ist inzwischen hoch, wobei die Zahlen zeigen,

1. dass in einem etwa dreijährigen Anpassungsprozess einer anfänglichen Euphorie oft eine deutlich reserviertere Phase folgt, in der mit steigender Einsatzzeit offensichtlich eigene Erfahrungen gesammelt werden, was von OSS erwartet werden kann und was nicht,
2. dass auf der Basis dieser Erfahrungen Unternehmen durchaus bereit sind, OSS auch in unternehmenskritischen Bereichen einzusetzen,
3. dass neben preislichen Vorteilen vor allem auch die qualitative Hochwertigkeit der eingesetzten OSS geschätzt wird.

Grundlegend offen im Vortrag blieb allerdings die Frage, welche Art von OSS eingesetzt wird und in welcher Weise die unternehmensinternen Erfahrungen mit dem OSS-Einsatz auf die Auswahl von OSS durch diese Unternehmen Einfluss nehmen.

Schließlich ist es ein großer Unterschied, ob etwa ein Apache Webserver aus einem renommierten OSS-Projekt oder Quellcode eines kleinen studentischen Nischenprojekts verwendet wird. Insoweit ist die Frage nach „OSS-Einsatz in Unternehmen“ – im Gegensatz zur Situation noch vor 10 Jahren, wie etwa auf den Oekonux-Konferenzen diskutiert – zu allgemein und pauschal. Dem werden allerdings auch aktuelle Untersuchungen einschlägiger Unternehmerverbände nicht gerecht.

Die Bewertung von OSS-Einsatz in Unternehmen nach differenzierteren Gesichtspunkt wäre aber sehr spannend, denn bei der Auswahl von Software ist die Frage der Quelloffenheit nur ein Aspekt unter vielen. Gerade im unternehmerischen Kontext, wo man einerseits versteht, dass auch OSS nicht zum Nulltarif zu haben ist, dass andererseits die Qualität der IT-Infrastruktur als unterstützende Schicht wesentlichen Einfluss auf die Qualität des Kerngeschäfts hat, wird man Software kaum nach ideologischen Präferenzen wählen. Insofern wäre es spannend gewesen, wenn auch vertiefende Aussagen über den verbreiteten Einsatz einzelner konkreter OSS (etwa Linux als Betriebssystem, Einsatz von Produkten aus der Apache-Familie oder von Open/LibreOffice) präsentiert worden wären.

Die anschließende Diskussion um Finanzierungsmodelle für OSS zeigte große Wissenslücken sowohl beim Referenten als auch den Diskutanten. Eine einfache Webrecherche „vor Ort“ nach rechtlichen und ökonomischen Modellen des [Apache-Projekts](#) ließ die Dimensionen der Einbindung in die vorhandenen rechtlichen und ökonomischen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft erahnen. Es wäre spannend gewesen, auch diesen Punkt argumentativ deutlicher auszuleuchten.

Links zu Abstracts einiger relevanter Beiträge auf Oekonux-Konferenzen:

- http://erste.oekonux-konferenz.de/programm/db/ox_event_29.html
- http://zweite.oekonux-konferenz.de/programm/db/ox_event_14.html
- http://dritte.oekonux-konferenz.de/programm/db/ox_event_42.html

Hans-Gert Gräbe, 30.01.2015